

## Sie haben das rechte Wort gefunden

Ein neuer Lenin-Orden fällig

In Paris herrschte Aufbruchstimmung. In den Hotelzimmern der UN-Delegationen wurden mit vorweihnachtlichem Eifer Koffer gepackt.

Währenddessen ging im Palais Chaillot am Ufer der Seine die letzte Szene der diesjährigen Vollversammlung über die Bühne der Vereinten Nationen. Mit dramatischem Knalleffekt. Von Andrej Januarjewitsch Wyschinski war nichts anderes zu erwarten.

Der Anwalt des Sowjetstaates, Hauptdelegierter seines Landes, unternahm in der Debatte über die Erklärung der Menschenrechte einen massiven Vorstoß zugunsten der historischen Reputation Adolf Hitlers. Nicht dieser, so erklärte Wyschinski, habe in überwiegendem Maße den Krieg verursacht. Schuld daran seien vielmehr die Führer Frankreichs und Englands gewesen. Mit Unterstützung der USA.

Diese These ist im anti-imperialistischen Repertoire nicht neu. Neu war lediglich die Offenheit, mit der sie vor dem UNO-Weltforum ausgesprochen wurde. Aber schließlich gehören Hemmungen einer allzu feinfühlig bürgerlichen Etikette nicht zu den Schwächen der Sowjet-Diplomaten. Am allerwenigsten zu denen des einstigen Moskauer Staatsanwalts Wyschinski.

Den Beweis blieb der Vertreter Molotows und Kreml-Diplomat Nr. 2 während seines dreimonatigen Auftretens auf der UNO-Vollversammlung nicht schuldig. Beispielsweise in der Griechenland-Debatte vor der Politischen Kommission.

Dort fiel er trotz verzweifelter Ermahnungen des Präsidenten Spaak mit Ausdrücken wie „Dreigroschengeneral“, „Windbeutel“ und „Hanswurst“ über seinen Vorgesetzten, den philippinischen Delegierten General Romulus her, „dieses leere Faß, das sich für Romulus und Remus hält.“

Den UNO-Balkanausschuß bezeichnete er als eine Versammlung „illegaler Detektive und Sherlock-Holmes-Amateure“. Auf den Tisch hämmern erklärte er, der Bericht des Balkan-Komitees enthalte nichts als „wertlosen Quatsch“.

Der Wortschatz des einstigen Großinquisitors der Sowjetunion scheint unerschöpflich. Französische Blätter erinnerten daran, daß er es war, der einst vor einem hohen Gericht seines Landes den alten Bolschewiken und Revolutionär Bucharin „Sohn eines Bullen und eines Schweins“ nannte.

Anfang der dreißiger Jahre wurde der Name Wyschinski als eines hervorragenden Vertreters der Sowjet-Justiz zum erstenmal vor der Weltöffentlichkeit genannt. Es war im Vickers-Prozeß. Das Militärtribunal des Sowjetischen Obergerichts tagte im Säulensaal des Moskauer Gewerkschaftshauses, des ehemaligen Adelsklubs. Die Inszenierung deutete auf einen großen Schauprozeß hin: englische Ingenieure waren angeklagt.

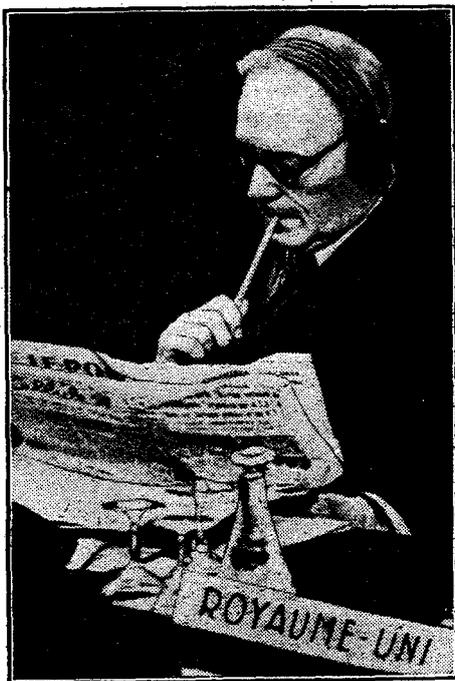
Drei Jahre vorher, 1928, war unter dem Namen „Schachty-Prozeß“ eine ganz ähnliche Schau gegen deutsche Ingenieure und Facharbeiter abgerollt. Sie waren der Spionage und Sabotage angeklagt. Damals demonstrierte der einstige Fähnrich Krylenko als Staatsanwalt in Lodenjoppe und Wickelgamaschen jakobinische Haltung.

Diesmal fungierte im gleichen Amt ein Mann, dem strenge Würde und verbissener Ernst aus den goldgeränderten Brillengläsern und den glattgebügelten Falten des schwarzen Anzugs schimmerten: Andrej Wyschinski.

Bemerkenswerte Parteiverdienste hatte er nicht aufzuweisen. Einige peinliche Flecken veranzieten vielmehr seine revolutionären Personalakten. Bis 1920 war er eingeschriebenes Mitglied der Menschewiken-Partei, die von den Bolschewiken mit unversöhnlichem Bruderhaß verfolgt wurde.

Er brauchte drei Jahre der Ueberlegung, um die Fahne zu wechseln und zu Lenin überzugehen. Aber er verstand es, diese Spanne für sich sprechen zu lassen: er sei kein Konjunkturritter, sondern ein Mann von Ueberzeugung, der seine Entschlüsse sorgfältig überlege, dann aber verlässlich sei. Das war er wohl auch. Dazu eifrig und ehrgeizig.

Er machte seinen Weg trotz des Handikaps einer alles andere als proletarischen Abstammung. Vater Januarius Wyschinski war als beamteter Apotheker Ehren-



An „wertlosem Quatsch“ uninteressiert. Klassischer Advokat Wyschinski

bürger des zaristischen Rußland, ein Stand, der steuerliche Vorrechte genoß, weil er als staatsertreu galt. Mit seinem Andrej hatte er viel Kummer.

Der Junge studierte in Kiew die Rechte. Der wohlhabende Vater brauchte ihn nicht knapper zu halten als etwa die Söhne aus der in Galizien von Kaiser Franz II. im Jahre 1782 baronisierten österreichischen und der anderen von Nikolai I. geadelten russischen Linie der Wyschinskis. Trotzdem geriet der zwanzigjährige Student 1903 in schlechte revolutionäre Gesellschaft. Er wurde relegiert. Im vierten Semester.

Das war weder ein Grund zu besonderem Vorwurf noch ein überragendes revolutionäres Verdienst. Alle Studenten jener Epoche des gesellschaftlichen Verfalls des Zarenstaates waren Revolutionäre. Dazu gehörte kein besonderes Temperament oder soziales Gewissen. Andrej blieb bürgerlich-weise bei der gemäßigeren Gruppe der Sozialisten, den Menschewiki.

Damals heiratete er brav seine Jugendliebe mit dem klangvollen Namen Kapitolina Michailowna, ein schönes Mädchen aus gutem Hause. Nach Jahren des Vagabundierens, Agitierens und Organisierens von Streiks — was in der Zeit um die russische Revolution von 1905 bei der intellektuellen Jugend nicht shocking, sondern chic war — landete der verkrachte Rechtsstudent 1907 wieder an der Kiewer Universität. Dort machte er nach weiteren zwölf Semestern schließlich seine Prüfungen.

1913 wurde er Anwalt in Baku. Während des ersten Weltkrieges geriet er nach Moskau. Als 1917 die Revolution kam, konnte er seine revolutionären Jugendverdienste geltend machen. Er wurde irgendwo im Stadtbezirk „Kommissar“.

Es fiel dem bürgerlich-menschewistisch belasteten Beamtensohn nicht leicht, bis zum hohen Posten des Generalstaatsanwalts im Vickers-Prozeß aufzusteigen. Seine ausdauernde Beredsamkeit war in Volksversammlungen unwirksam. Er besaß weder die Figur noch das schauspielerische Talent, seine gute Erziehung und seine professorale Sprechweise mit unrasiertem Kinn, russischem Hemd und Proletariermütze hinreichend zu tarnen, um unter den revolutionären Funktionären nicht aufzufallen.

So brachte er es nur Schritt für Schritt zum Kollegiumsmitglied des „Narkompross“ (Volkskommissariat für Erziehung), zum Professor für Strafrecht und schließlich zum Rektor der Moskauer Universität. Bis er seine große Rolle bekam.

Sie entsprach seinem innersten Wesen. Sein seriöses Gehabe war wie geschaffen für die Figur des korrekten, von seiner hohen moralischen Aufgabe tief überzeugten Staatsanwalts. Die Rollen für Angeklagte und Staatsanwalt, für Zeugen, Richter und Verteidiger waren vom Kollektiv phantasiebegabter GPU-Untersuchungsbeamter verfaßt. Sie brauchten nur überzeugend vorgetragen zu werden, um den gewünschten Effekt zu erzielen. Mit juristischer Wahrheitsfindung hatte jener Vickers-Prozeß ebensowenig zu tun wie die folgenden innerpolitischen Schauprozesse. Ihnen fiel die Garde der „alten Bolschewiki“ im Zuge der Parteireinigung zum Opfer.

Wyschinski hatte bei allen die Starrolle. Er gab die Stichworte, und in der Regel rollte alles regiemäßig ab. Zum Beispiel so:

Angeklagter war Kamenjew, einstmals — nach Lenins Tod — Mitglied jener „Trojka“, die das Erbe an sich riß, um Trotzki als gefährlichsten Rivalen auszuschalten. Kamenjew, einst also aller-nächster Verbündeter Stalins, war seines Todesurteils völlig gewiß.

Der Staatsanwalt fragte den Angeklagten: „Ihre Loyalitätserklärungen an die Adresse der Partei von 1933 waren also falsch. Waren sie Betrug?“

Kamenjew: „Schlimmer!“

Wyschinski: „Niedertracht?“

Kamenjew: „Schlimmer!“

Wyschinski: „Verrat an der Partei?“

Kamenjew: „Sie haben das rechte Wort gefunden!“

Hin und wieder gab es allerdings auch einmal eine Panne. Etwa wenn es einem der Angeklagten in der Todeangst einfiel, frühere Aussagen zu widerrufen. Wie es Krestjinski, der langjährige Sowjet-Botschafter in Berlin, einmal tat.

Aber dann bedurfte es nur eines funkelnden Blicks durch die Brillengläser

25  
JAHRE

VEREINIGTE PAPIERWERKE NÜRNBERG

*Freut Irene sich  
auf ihre Gäste?*



Sie hat sich alle Mühe gegeben, es für den heutigen Abend recht nett zu machen. Ob man mit ihr zufrieden sein wird? Wird man sich wohl bei ihr fühlen? — Eines muß man Irene lassen, sie kennt keine Launen. Immer ist sie gleichmäßig heiter und frisch. Hat sie denn niemals ihren „schlechten Tag“? Wie alle klugen Frauen vertraut auch Irene auf die neuzeitliche Camelia-Hygiene, denn „Camelia“ gibt allen Frauen Sicherheit und Selbstvertrauen!



nimmals lose!

Nur die hygienische blaue Schachtelpackung gibt Ihnen die Gewähr für gleichbleibende Güte und Reinheit. — Weisen Sie daher lose Blöden zurück und verlangen Sie stets „Camelia“ in der schützenden Originalpackung „Rekord“ 10 St. 0.80

Schram's



**PUDDING**

schmackhaft u. gut!

Neusser Nudel- und Stärkerabrik  
PET. JOS. SCHRAM  
NEUSS AM RHEIN



Wer weit draußen  
wohnt....

und keine Gelegenheit hat, am Kiosk den  
SPEZIEL zu kaufen, kann ihn bei  
seinem Postamt abonnieren. Bezugspreis ab Januar DM 4.- zuzüglich  
12 Pfennig Bestellgeld.

hinüber zum Gerichtsvorsitzenden. Die Sitzung wurde unterbrochen.

Wenn sie nach Minuten oder Stunden wieder begann, war der Angeklagte bereit, noch einige Sünden mehr zu gestehen, als ihm der Staatsanwalt vorwarf.

Wyschinski trug keine Wickelgamaschen. Er setzte sich nicht auf den Tisch wie sein revolutionär sich gebärdender Vorgänger Krylenko. Er machte auch keine zynischen Witze. Aber er drohte mit dem Zeigefinger. Er forderte mit abgründiger Gebärde an den Höhepunkten seiner fünf-, sechs-, ja achtstündigen Schlußplädoyers die Austilgung der Verbrecher, das „Höchstmaß des sozialen Schutzes der Revolution“.

Er bot das vollendete Bild des würdigen Ehrenmannes, der hier in der Rolle des Paladins für Recht und Gesetz die schwere Pflicht des Rächers erfüllte.

Als die Parteinäuhigungsprozesse beendet waren, fand sich für den repräsentablen Wyschinski ein neuer Job. Das Regime brauchte Leute, die im Ausland vorgezeigt werden konnten, ohne komisch oder schrecklich zu wirken.

In diplomatischer Mission verdiente sich der Ex-Staatsanwalt bei der Gleichschaltung Lettlands die Sporen. Dort war die Rote Armee nach dem Ribbentrop-Molotow-Vertrag zur Besetzung eingeräumter Stützpunkte friedlich eingerückt. Mit der Verpflichtung zur Nichteinmischung in die inneren Verhältnisse des Landes. Was später geschah, als das NKWD nachrückte, ging im Trubel des Weltkriegsgeschehens verloren.

Wyschinski wurde mit dem Lenin-Orden und einer Viertelmillion Rubel ausgezeichnet. Für wissenschaftliche Verdienste.

Als stellvertretender Außenkommissar machte er auf den Konferenzen der Alliierten in Moskau, Teheran, auf der Krim und in Potsdam die erwartete gute Figur. Byrnes bemerkte im Zarenschloß Livadia bei Jalta, wie Wyschinski sich Wasser ins Wodkaglas goß, um bei den vierzig Trinksprüchen auf den Endsieg mitzuhalten.

Besser als Molotow beherrscht Wyschinski die Kunst des „keep smiling“, wenn die Kameraverschlüsse der Reporter knacken. Der früher blonde, jetzt weiße Kopf wirkt auch über der monumentalen Uniform mit den breiten Schulterstücken auf niemanden erschreckend. Sein rabulistischer Eifer erscheint glaubwürdig, auch wenn er die dritte und vierte stundenlange Rede des Tages über dasselbe Thema hält. Er kennt seine heutige Rolle genau so gut, wie er sie als Staatsanwalt in den Schauprozessen kannte.

Keines seiner Worte geht verloren. „Prawda“ und „Istwestija“ füllen viele Seiten mit den Reden, in denen er mit den Imperialisten und Kriegshetzern abrechnet. Und die Nachrichtenagentur Tass weiß dann regelmäßig zu berichten, daß diese ganz kleinlaut geworden seien und kaum mit Gestammel hätten antworten können.

So verteidigt Wyschinski kühn und rücksichtslos Recht und Gerechtigkeit, Demokratie und Weltfrieden. Er setzt seine Ehre darin, sein Mandat mit Eifer und Ueberzeugungskraft wahrzunehmen. Er ist der klassische Advokat einer Doktrin.

Wenige Tage vor seiner Abreise aus Paris, am 9. Dezember, wurde er 65 Jahre alt. Frau Kapitolina ließ es sich nicht nehmen, ihn zu diesem Anlaß mit einem gut bürgerlichen Geburtstagskuchen zu erfreuen. Nach dem Sowjetprotokoll ist ein neuer Lenin-Orden fällig.

## So fällt es gleich tot um

### T-Träger der Demokratie

Mittelamerika hat sich wieder einmal programmgemäß und termingerecht in einen „Kriegsschauplatz“ verwandelt. Anfang Dezember pflegt in den karibischen Gefilden die Regenzeit zu Ende zu gehen. Seit etwa hundert Jahren ist es nun Usus geworden, daß mit dem Beginn der darauf folgenden Trockenperiode mindestens in einem der zehn mittelamerikanischen Staaten\*) eine „Revolution vom Dienst“ fällig wird.

Der Dezember 1948 macht keine Ausnahme von dieser bewährten politisch-meteorologischen Faustregel. Diesmal ist es Nicaragua, das durch den Einfall einer tausendköpfigen Invasionsarmee in das benachbarte Kostarika den traditionellen Funken in das ewig schwelende karibische Pulverfaß geworfen hat.

Kostarikas Präsident Figueres beteuerte empört, diesmal sei es „ein richtiger Krieg“. Nicaraguas Diktator Somoza fauchte nicht minder empört zurück, von Krieg könne keine Rede sein. Es handele sich um eine innere Revolution, weil sich die Invasionsarmee hauptsächlich aus Kostarikanern zusammensetze, die mit dem augenblicklich herrschenden Regime unzufrieden sind.

Die von Kostarika alarmierten Schriftgelehrten der Panamerikanischen Union sind sich noch nicht einig geworden, ob sie den nikaraguanisch-kostarikanischen Zwischenfall als Krieg oder als Revolution klassifizieren sollen. Aber sie können nicht mehr an der Notwendigkeit vorbei, den ersten Probestfall des erst acht Tage zuvor ratifizierten panamerikanischen Verteidigungspaktes von Rio de Janeiro paragrahengerecht durchzuexerzieren.

Kenner der verwickelten politischen Verhältnisse Mittelamerikas sind der Meinung, daß Kostarika durch einen gewissen Leichtsinns den Angriff auf sein Gebiet selbst verschuldet habe. Der Leichtsinns bestand

\*) Mexiko, Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua, Kostarika, Panama, Kuba, San Domingo und Haiti, dazu als letzter Rest des europäischen Kolonialbesitzes in Mittelamerika die Kolonie Britisch-Honduras.

darin, daß die Kaffee- und Bananenrepublik vor kurzem in einem Anfall von Friedenshysterie ihre Armee kurzerhand abgeschafft und das Kriegsministerium demonstrativ in ein Museum verwandelt hatte. Allerdings war die Armee Kostarikas nur 302 Mann stark. 220 waren Musiker.

Es war schon immer der Ehrgeiz Kostarikas, der „reichen Küste“, die Schweiz Zentralamerikas zu werden. Das von den Amerikanern gern als „demokratischster Staat Mittelamerikas“ apostrophierte Land hatte während des Krieges versucht, eine Art katholisch-linksradikaler Volksfront aufzubauen, die auf dem gesunden Mittelstand der Kaffee-Kleinpflanzer beruhte. Die im Frühjahr 1948 nach einmonatigem Bürgerkrieg an die Macht gelangte Rechtsopposition führte dann jedoch auch in Kostarika jene Art von „Liberal-Diktatur“ ein, wie sie auch in den meisten anderen mittelamerikanischen Staaten vorherrscht.

Typisch für die pittoresken Möglichkeiten zentralamerikanischer Politik war ein Vorfall, der sich damals auf der Botschaft Kostarikas in Washington abspielte. Ein Mann namens Boggs rief den erst 24-jährigen Botschaftssekretär Alvaro Rossi an: „Ich habe da unten einen Schwager, den Mann meiner Schwester. Ich hörte, daß er in eine Schießerei verwickelt wurde. Was ist aus ihm geworden? Lebt er noch? Richtig, ich vergaß, — sein Name ist Figueres“. Darauf Rossi: „Herr Boggs, Ihr Schwager ist Präsident von Kostarika“.

Seitdem nahm der über Nacht vom simplen Zivilisten zum sternestrotzenden General avancierte Figueres mit seiner Rechts-Clique die Staatsgeschäfte für die 725 000 Kostarikanern wahr. Ohne den politisch Uninteressierten auf die Zehen zu treten, aber auch ohne die großen Probleme der ungebildeten Indianer, der land- und besitzlosen Massen, vom Fleck zu bringen.

Figueres verhinderte es andererseits auch nicht, daß sich in den dschungeligen Grenzgebieten nach Nicaragua zu mysteriöse machete- und maschinengewehrbewaffnete Gestalten zu schaffen machten. Den nikaraguanischen Grenzposten auf der anderen Seite entging diese Aktivität nicht.

Nicaraguas starker Mann, General Tacho Somoza, machte daraufhin die Weltöffent-



Ueber Nacht General Figueres: richtiger Krieg

lichkeit auf die „gefährlichen Spannungen“ im zentralamerikanischen Raum aufmerksam. Am 15. Oktober beschuldigte er öffentlich die führenden Männer von Kostarika, Guatemala und Venezuela, den Sturz der Regierungen von Nicaragua, Honduras und El Salvador zu planen.

Staatschef Somoza gab bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Existenz der sogenannten Karibischen Legion bekannt. Diese setzt sich gleichermaßen aus politischen Exilierten verschiedener mittelamerikanischer Republiken wie aus geldhungrigen Söldnern zusammen. Ihr gemeinsames Ziel: die Liquidierung der mittelamerikanischen Diktatoren. Tacho Somoza zielt als erster die schwarze Liste der Karibischen Legion.

Aber der whiskybäuchige Diktator Nicaraguas läßt sich dadurch nicht einschüchtern. „Ich werde diesen verdammten Heinis (damned guys) das Kriegsspiel austreiben“ erklärte er kürzlich siegesbewußt einem „Time“-Korrespondenten. Er beschränkte sich nicht auf starke Worte.

Im Oktober schloß Tacho Somoza mit seinen Diktatoren-Kollegen von San Domingo, Leonidas Trujillo, und von Honduras, Tiburcio Carias, den „Pakt der drei T's“ gegen die Karibische Legion. Gleichzeitig behauptete er, Nicaragua werde diplomatisch durch einen heimlichen Pakt zwischen den Präsidenten Arevalo von Guatemala, Figueres von Kostarika, Soccas von Kuba und den Führern der Karibischen Legion eingekreist. Somoza machte die Genannten als Hintermänner für den „kommenden Krieg in Mittelamerika“ verantwortlich.

Noch ist nicht abzusehen, ob der Einfall revolutionärer Elemente von Nicaragua nach Kostarika bereits das Startsignal für den von Somoza prophezeiten Krieg ausgelöst hat. Die Ausdehnung der Kämpfe auf andere mittelamerikanische Länder ist jedoch durchaus möglich. Aus El Salvador werden bereits weitere Unruhen gemeldet.

Washington verfolgt die jüngsten Vorgänge in Mittelamerika mit erhöhter Aufmerksamkeit. Nicht nur weil ein mittelamerikanischer Bürgerkrieg den Pakt von Rio auf eine gefährliche Probe stellen könnte. Er würde sich auch in einem Gebiet abspielen, das nur einige hundert Kilometer von dem strategisch wichtigen

